

## **Predigt am Sonntag, den 18.04.2021 in der Apostelkirche**

### **zur Woche für das Leben**

**Predigttexte: Jesus in Gethsemane (Mk. 14, 32 ff); Maria Magdalena begegnet Jesus am Grab (Joh. 20, 11 ff)**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Gottesdienstgemeinde,

ich möchte Ihnen gerne von Jan erzählen. Jan ist nicht sein richtiger Name, so nenne ich ihn heute hier in meiner Predigt. Ich traf ihn im vergangenen Frühjahr nach Pfingsten: Ich sah durch die Terrassentür einen jungen, großen Mann mit rasselkurzen Haaren. Er saß im Rollstuhl und fuhr durch unsern Garten. Der Weg ist etwas abschüssig – und ich dachte, ich gehe mal besser hinterher. Und tatsächlich nahm der Rolli holpernd Fahrt auf Richtung Blumenbeete. Und als ich ihn zu fassen bekam, hing das Vorderrad schon in der Erde und der Fahrer auf halb acht in seinem Sitz. „Hallo! Was haben Sie vor?“ frage ich. Ein erstaunter Blick trifft mich. Er denkt nach, sieht ins Beet und meint: „So wie es aussieht, wollte ich mir wohl die Blumen da unten genauer ansehen.“ Schräge Situation! Schräger Humor! Er bringt mich zum Lachen. Ja, so war Jan: ein cooler Typ, Mitte Zwanzig, total sympathisch. Er kam er zum Studieren nach Münster: der

Start in einen neuen Lebensabschnitt. 2018 dann der Schock: Krebs – ein Tumor im Rückenmark. Zunächst gewann Jan den Kampf dagegen: der Tumor konnte entfernt werden. Doch schon zwei Jahre später war der Krebs zurück, diesmal nicht nur im Rückenmark, sondern auch im Gehirn. Und jetzt gab es keine Heilung. Jan kam zu uns ins Hospiz, ins lebensHAUS nach Handorf. Wir haben ihn nur knapp 2 Wochen begleitet. Zuerst versuchte er einen ziemlich normalen Alltag zu leben– soweit das möglich war: Er hatte einen Querschnitt und alles ging langsamer, als bei gesunden Menschen: Das Sprechen, das Denken, das Handeln. Und der Tumor im Kopf spielte ihm Streiche, gaukelte ihm Halluzinationen vor. Im Hospizteam hat er uns beeindruckt: Er hat nicht gehadert, nicht gewütet, ist nicht verzweifelt. Er hat Hilfe zugelassen und angenommen, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Trotz allem hat er mit seinen Freunden Musik gehört, gelacht und eine Cocktailparty im Garten geplant. Er wollte die Zeit ausschöpfen, die ihm blieb.

Beeindruckt haben uns auch sein Freundeskreis und seine Familie. Sie waren da und haben ihn begleitet. Mit Jans Mutter habe ich einige Begegnungen gehabt, bei denen sie mir von ihrem Sohn erzählt hat. Sie konnte weinen und ihren Schmerz zeigen, dass sie ihren Sohn verlieren wird. Und dann konnte sie wieder lachen und Scherze machen, voller Dankbarkeit für die Zeit, die sie mit Jan hatte. Viel zu schnell ging es ihm

dann schlechter: Seine Schmerzen wurden stärker, er wurde schwächer, er konnte nicht mehr sitzen, nicht mehr das Bett verlassen. Er brauchte mehr Medikamente um seine Beschwerden zu lindern. Am Ende ist er im Schlaf gestorben, - friedlich immerhin.

Liebe Gemeinde, warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte? Ein junger Mensch muss sterben, bevor er sein Leben richtig leben konnte – das ist doch schrecklich und verstörend! Das Motto dieser Woche für das Leben „Leben im Sterben“ – ist das nicht Unsinn? Wenn wir mitten im Leben an den Tod denken, nimmt uns das doch alle Freude. Was soll das bringen?

Leiden, Sterben und Tod sind ein Tabuthema in unserer Gesellschaft – immer noch. Dazu nehme ich einen Zeitgeist wahr, der uns glauben machen will, dass das Ziel des Lebens ist, glücklich zu sein. Was nicht dazu passt, wird ausgeblendet.

Ich bin dagegen überzeugt, dass das Leben nicht so ist. Wir haben keinen Anspruch auf Glück und darauf, dass wir vom Leiden verschont bleiben. Klar ist das eine beängstigende Einsicht. Die Angst kann uns aber verführen, gar nicht erst hinzusehen und etwas auszublenden, was Teil unseres Lebens ist.

Das Ziel ist nicht, dass wir keine Angst mehr haben vor dem Sterben. Diese Angst ist normal. Ich selbst bin Palliativfachpfleger. Seit 13 Jahren arbeite

ich im lebensHAUS. Täglich begegne ich dem Sterben. Und sogar ich habe nach all diesen Jahren die Angst nicht verloren. Nur hat sie sich verändert. Mir ist klar, was ich fürchte. Und ich habe eine Vorstellung davon, was mir hilft. Und ich kann sicher sagen: Wenn wir uns damit auseinandersetzen, dass unser Dasein endlich ist, und dass auch Krankheit und Schwäche, Trauer und Abschied dazu gehören, dann macht uns das letztlich lebendiger.

Die Woche für das Leben mit dem Motto „Leben im Sterben“ will das Tabu der Angst aufbrechen. Sie will Anstoß zum Nachdenken sein. Und sie will unseren Blick darauf lenken was heute schon alles in der Palliativ- und Hospizarbeit gemacht wird, um Lebensqualität auch am Lebensende zu ermöglichen.

Vergessen wir auch nicht: Vor zwei Wochen haben wir Ostern gefeiert. Tod und Auferstehung Jesu gehören zum Kern der christlichen frohen Botschaft, dass Gott nicht fern, sondern ganz nah bei uns Menschen ist. Auch Jesus hat mit der Angst vor dem Tod gerungen. Wir haben es in der Geschichte vom Garten Gethsemane eben gehört. Er weiß, dass er sterben wird. Das ist im Grunde die gleiche Situation, in der sich die Kranken im Hospiz wiederfinden. Jesus bittet nun seine Jünger: „Bleibet hier und wachet!“ Mit dieser Bitte spricht er das menschlichste aller Bedürfnisse aus: „Bleib bei mir. Und nimm wahr, was ich durchmache.“ In Not und

Angst brauchen wir keine großen Gesten und keine starken Worte. Das Da-Bleiben ist der stärkste Halt und der tiefste Trost, den wir einem andern geben können. Im Kern geht es in der Begleitung Kranker und Sterbender immer wieder genau darum: Da-Bleiben, wach sein für den andern, ihn wahrnehmen.

In der Palliativversorgung, stationär oder ambulant, haben wir die Möglichkeit, vieles, was das Sterben erschwert, zu behandeln. Wir können Symptome lindern. Unser Ziel ist eine beschwerdefreie oder erträgliche Situation zu schaffen. Und wenn uns das gelingt, erleben wir immer wieder etwas Erstaunliches: Es öffnet sich ein Raum, - ein Raum, den die Menschen bei uns mit Leben füllen, mit intensivem Leben. Im besten Fall können sie, häufig nach langen und quälenden Odysseen durch Kliniken und Therapien, zur Ruhe kommen, auf ihr Leben zurückschauen, sortieren, was gelungen und was offen geblieben ist. Sie bekommen den Raum, ihren Weg so zu Ende zu gehen, wie sie es wollen. Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass Menschen mit einer guten, individuellen Therapie und Pflege eine hohe Zufriedenheit spüren und ihr Leben genießen können – auch noch im Angesicht des bevorstehenden Todes. Leben mitten im Sterben. Was Außenstehende oft nicht glauben können, ist, wieviel Freude und Lachen meine Arbeit begleiten. Mich persönlich berührt es immer wieder, wenn ich miterlebe, wie sich im Leben eines

Menschen bei uns noch der eine oder andere Kreis schließen kann, wenn sich einige Dinge ineinander fügen und wenn er am Ende in Frieden gehen kann.

Natürlich ist es nicht so, dass im Hospiz immer alles gut wird. Es gibt auch Leiden, das wir nicht ausreichend lindern können. Und wir wollen Schicksale, wie es beispielsweise Jan getroffen hat, nicht verklären und beschönigen: Daran, dass ein junger Mensch Mitte Zwanzig sterben muss, ist nichts gut, - egal, ob wir seine Symptome behandeln konnten. Doch auch da bleibt unsere Aufgabe: Dabei-Bleiben.

Man kann sich zum Sterben unterschiedlich verhalten. Ich komme nochmal auf den Garten Gethsemane zurück. Da sehen wir die Jünger, die sich vom Schlaf übermannen lassen. Sie verschließen buchstäblich die Augen und blenden das aus, was sie nicht verstehen und nicht aushalten. Da ist die Angst am Werke, von der ich anfangs gesprochen habe. Ausgerechnet diese vermeintlich so harten Kerle, die doch für Jesus das Schwert ziehen und in den Kampf ziehen wollten, sie sind es die ausweichen vor der Angst, dem Kreuz und dem Grab. Das Traurige ist, dass sie den Moment verpassen, wo sie gebraucht werden. Und da ist kein Trost und kein Halt – für niemanden. Da-Bleiben und wachen hört sich leicht an und braucht so viel Kraft!

Ganz anders dagegen verhält sich Maria von Magdala: Sie hat unter dem Kreuz bei Jesus ausgeharrt. Sie hat zugeschaut. Sie ist da geblieben. Sie hat die Ohnmacht ausgehalten, das Leiden nicht abwenden zu können. Und sie geht zum Grab, an den Ort der Trauer. Und sie erlebt die Trauer als ganzer Mensch, mit Kopf und Herz. Hier erscheint Maria der auferstandene Jesus. Zwei vertraute Anreden – „Maria!“ und „Rabbuni!“ – mehr braucht es nicht, um ihre Verbundenheit zu spüren.

Diese Begegnung hebt das Schwere nicht auf: Jesus kehrt nicht ins normale Leben zurück. Marias Verlust bleibt endgültig. Ich glaube auch nicht, dass ihre Trauer nachher verschwunden ist. Doch sie erfährt, dass die Verbundenheit, die sie mit Jesus hatte, ihr bleibt. Sie bleibt in anderer Form, aber trägt, und das richtet sie wieder auf. Sie kann aufhören, das Verlorene festhalten zu wollen, und kommt wieder in Bewegung. Im Grunde genommen erlebt Maria hier nichts anderes als Auferstehung mitten in Verzweiflung und Trauer.

Immer und immer wieder kann ich so etwas in meiner Arbeit beobachten: Es kommt zu solch innigen Begegnungen: ehrlich, unverstellt und ohne Masken, hinter denen wir uns ja gerne verstecken. Es sind derartige Erlebnisse von Nähe und Verbundenheit, die den Menschen Kraft geben. Das ist Trost, der beide trägt: den Menschen, der gehen muss, und den

der zurückbleibt. Diejenigen, die das erlebt haben, sagen oft, wie erfüllend das war. Auch hier geschieht Leben mitten im Sterben.

Dem Verstand entzieht sich so eine Aussage. Man kann es nur erleben und spüren, dass es wahr ist.

Wer mit dem Tod in Berührung kommt, dessen Sicht auf das Leben verändert sich. Ich sagte ja schon zu Beginn: der Blick auf den Tod kann uns lebendiger machen. Man lebt bewusster. Dafür muss natürlich nicht erst jemand in Ihrer Nähe sterben. Bitte nicht! Sie müssen auch nicht den ganzen Tag an die Endlichkeit denken. Aber es ist gut, einmal den Gedanken daran zuzulassen, sich dem zu stellen, was wäre wenn... Hinten in der Kirche stehen Stellwände mit der Überschrift „Before I die ...“ „Bevor ich sterbe ...“. Die Schober-Stiftung wiederholt ihre Stellwandaktion anlässlich der Woche für das Leben.

Liebe Gemeinde, wenn Sie diese Worte an sich heran lassen, „bevor ich sterbe ...“, dann könnten Sie unter Umständen klarer erkennen, worauf es ankommt. Welche Menschen sind in Ihrem Leben wichtig? Wen lieben Sie? Wann haben Sie das jemanden zuletzt gesagt? Was tun Sie gerne? Und bei welcher Tätigkeit spüren Sie, dass es gut und richtig ist, das zu tun? Welche Sehnsucht haben Sie? Sie werden vielleicht überrascht feststellen, dass es viel weniger die großartigen Erlebnisse sind, die Ihr Leben erfüllen. Mir jedenfalls ist bewusst geworden, wie schön normaler

Alltag ist, mit Menschen, die mir etwas bedeuten. Ich lebe bewusster und bin dankbarer, für das, was mir geschenkt wird. Und keine Sorge: Es hat mich nicht depressiv gemacht, sondern letztlich heiterer.

Leben mitten im Sterben.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.